Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 26 (1942)
Heft: 9-10

Artikel: Scheck oder Check?
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-419880

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Scheck oder Check?

Unser Postscheck ist gewiß eine schöne Einrichtung. Jedermann hat heute damit zu tun und kommt in den Fall, das Wort zu lesen und zu sprechen, manchmal auch zu schreiben. Wir dürfen der Postverwaltung und den Männern, die vor bald vierzig Jahren die Anregung zur Einführung gegeben haben, schon ein wenig dankbar sein. Aber sicher hat sich auch schon mancher einfache Deutschschweizer gefragt, warum man Scheck sage, wenn man doch Check schreibe, oder warum man Check schreibe, wenn man doch Scheck sage. Es gibt Wörter, bei denen man ihm solche Schwierigkeiten erklärt mit dem Hinweis auf das Französische, unsere zweite Landessprache, aber hier schreiben ja die Welschen wieder anders, nämlich chèque, so auch die Tessiner. Dann belehrt man diesen einfachen Landsmann, das Wort sei eben englisch. Darauf könnte er erwidern, Englisch sei ja keine Landessprache. Daß die Engländer übrigens Tscheck sprechen, wird er nicht wissen, es vermehrt aber den Wirrwarr. Warum schreibt man nicht einfach Scheck, wie man spricht? Warum mutet man unserem Volke, insbesondere unserer Volksschule, so unnötige Verwicklungen zu? Wer hat etwas davon? Ist es den Engländern nicht vollkommen gleichgültig, wie wir das Wort schreiben, namentlich wenn wir es doch nicht englisch aussprechen? Ist das demokratisch? Warum haben die klugen Männer, die die nützliche Einrichtung geschaffen haben, diese unnütze Unterscheidung zwischen Sprech- und Schreibweise getroffen? War das klug?

Unsere Postverwaltung war nicht schuld an diesem Unsinn. Im Entwurf zum Gesetze hatte gestanden „Scheck". Aber nun kam die Sache vor die nationalrätliche Kommission, und darüber erzählt Paul Speiser-Sarasin, ihr damaliger Obmann, in den „Erinnerungen aus meiner öffentlichen Tätigkeit" (S. 241), nachdem er das sachliche Hauptverdienst bescheiden seinem Basler Landsmann Karl Köchlin zugeschrieben:

„Mein Hauptverdienst war die Annahme des Wortes Check, statt des „deutschen" Schecks, und wenn ich überlege, wie viele überflüssige „S" ich dem Schweizervolk durch diese Vereinfachung erspart habe, so bin ich auf diese meine Leistung stolz; ich begründete sie mit dem Hinweis auf den Umstand, daß das Schweizerische Obligationenrecht den Ausdruck Check braucht und es nicht angeht, in andern Bundesgesetzen anders zu schreiben. Ich führte öfters Kämpfe gegen die Sucht, den deutschen Purismus in unsere Schweizersprache einzuschmuggeln; allerdings nicht mit viel Erfolg, da die Administration keinen Sinn für Originalität hat und dafür, daß wir in unserm dreisprachigen Land andere Gesichtspunkte haben als in Deutschland."

Niemand wird daran zweifeln, daß Herr Nationalrat Speiser denn doch Leistungen anführen könnte, auf die er noch viel stolzer sein dürfte als gerade auf diese. Und wir wundern uns, wie ein sonst so gescheiter Mann auf einmal so „ungescheit" reden kann. Denn worauf gründet sich sein Stolz? Darauf, daß er „dem Schweizervolk so viele überflüssige S erspart" habe! Dazu ist zu sagen: das Wort ist ja auf den Einzahlungsscheinen, Briefköpfen, Rechnungen meistens vorgedruckt und muß daher gar nicht so oft geschrieben werden, daß an diesem Buchstaben so viel nationale Arbeitskraft erspart würde. Und was erspart man in Wirklichkeit? Wenn man statt mit dem großen S mit dem großen C anfängt, erspart man ja lediglich das kleine c — ist es nicht fast schäbig, sich darauf zu berufen? Und dann: wie viel Zeit, die man auch für Besseres verwenden könnte, geht in den Schulen verloren, wenn man den Kindern beibringen muß: man schreibt zwar „Check", spricht aber „Sckeck" und umgekehrt! Und wieviel Kopfzerbrechen oder dann Schreib- oder Sprechfehler hätte der gelehrte Herr Nationalrat seinem weniger gebildeten Landsmann ersparen können, wenn er Aussprache und Schreibweise in Übereinstimmung gebracht oder gelassen hätte. Jetzt haben wir also zwei Formen des Wortes: eine mündliche uud eine schriftliche, und das nennt ein Nationalrat eine „Vereinfachung". Daß er darauf wirklich stolz sei, ist natürlich nur ein mehr oder weniger guter Witz. Begründet hat er sie, wenigstens „offiziell", scheint's mit dem Hinweis, daß das Obligationenrecht schreibe „Check" und es nicht angehe, in einem andern Bundesgesetz anders zu schreiben. Wie schrieb der junge Jurist Goethe (man hört ja aus diesem „Beweis" den Kollegen heraus) im „Faust"? „Es erben sich Gesetz und Rechte wie eine ewge Krankheit fort. Vernunft wird Unsinn . . .". Hätte man nicht ängstliche Gemüter allenfalls beruhigen können mit einer einzigen kurzen, kleingedruckten Fußnote des Inhalts, mit „Scheck" sei hier das gemeint, was im Obligationenrecht mit „Check" bezeichnet sei? Warum ist dieser Ausweg dem Herrn Juristen nicht eingefallen? Der wahre Grund lag ganz anderswo: im „Patriotismus"! Vielleicht hatte Herr Speiser ganz recht, wenn er Versuche, „den deutschen Purismus in unsere Schweizersprache einzuschmuggeln", bekämpfte. Wir brauchen in unserm dreisprachigen Lande in der Tat „nicht immer dieselben Gesichtspunkte zu haben wie in Deutschland" — leider bringt er kein weiteres Beispiel — wer wüßte eins? — und dieses eine ist so schlecht wie möglich. Wir haben damit ja gerade das aus dem Englischen stammende Fremdwort angenommen. Das haben sie freilich in Deutschland auch getan; durch Einführung der Schreibweise „Scheck" haben sie es als deutsches Wort anerkannt, und das nennt Speiser „deutschen Purismus" und glaubt, uns davor warnen zu müssen. (Die Schreibung „Scheck" beruht auf den Beschlüssen der Orthographischen Konferenz von Berlin 1901, an die auch unser Bundesrat eine Vertretung abgeordnet hatte; in früheren Auflagen schrieb auch Duden „Check"). Wenn wir auch juristisch kommen wollten, könnten wir sagen: durch Beschluß des Bundesrates vom 18. Juli 1902 ist die in der 7. Auflage von Dudens Orthographischem Wörterbuch enthaltene Rechtschreibung unter ausdrücklicher Zustimmung der deutschschweizerischen Kantonsregierungen auch für die Schweiz verbindlich erklärt worden. Ist es nicht etwas lächerlich, wenn man meint, unser Schweizertum wenigstens durch Weglassung des Buchstabens S betonen zu müssen? Wenn wir sagen „Telephon" statt Fernsprecher, so erleichtert das unsern Welschen, Tessinern und Romanen das Verständnis, aber was hat die englische Schreibweise „Check" mit der Dreisprachigkeit unseres Landes zu tun? Und daß die Bekämpfung der volkstümlichen Schreibweise zugunsten der englischen „Sinn für Originalität" beweise, das ist wirklich sehr — sagen wir: originell. Das ist das Originellste an der ganzen Geschichte. Wir freuen uns, daß der originelle Herr Nationalrat wenigstens auf diesem Gebiete sonst keine großen Erfolge gehabt hat. Es ist an diesem zu viel. Bei der Beratung des Enteignungsgesetzes aber hat er sich in der Tat vergeblich um „Expropriation" bemüht.

„Ja ja, die Schweizer sind politische Leute!" sagte Jobst, der gerechte Kammachergeselle aus Sachsen. Wenn man es versteht, irgend eine harmlose Sache wie den Anfangsbuchstaben eines Wortes auf das politische Geleise zu schieben und damit leise patriotische Töne anzuschlagen, dann hat man meistens Erfolg, und es ist eigentlich merkwürdig, daß Speiser mit den seinen nicht recht zufrieden sein kann. Als einmal ein kantonaler Verein von Mittelschullehrern seine Satzungen beriet und in dem Entwurf, den der Obmann, ein Sprachwissenschafter von altschweizerischer Herkunft, vorlegte, das

Wort „Rechnungsprüfer“ stand, da glaubte ein Naturwissenschafter, dessen schweizerischer Bürgerbrief noch nicht ganz trocken war (wohl gerade darum!), den Antrag auf Änderung in „Revisoren“ stellen zu müssen, und die Mehrheit stimmte ihm natürlich bei — warum sollte man sich einen solch patriotischen Triumph entgehen lassen, wenn er so billig zu haben ist? Man kann der Scheckfache ja einen politischen Anstrich geben, aber nur einen innenpolitischen; man kann nämlich sagen: die einfache Schreibweise, d. h. jene, die nicht an einem kleinen Buchstaben spart, sondern für den einfachen Mann leichter zu verstehen ist, ist demokratischer und darum schweizerischer als eine so überflüssige Fremdentümelei, die mit schweizerischem Wesen gar nichts zu tun hat. Wenn wir aber unsere außenpolitische Stellung mit solchen Mittelchen stützen müßten, stünde es schlecht um uns.

Es wäre nicht zu verwundern, wenn jemand dem Herrn Nationalrat zu Hilfe kommen wollte mit einem neuen „Beweis“: Die Schreibweise „Scheck“ könnte zu Verwechslungen führen, denn auch Kühe tragen etwa diesen Namen, und „Schweizer Scheck“ heiße sogar eine Kaninchenrasse! Darauf dürften wir es ankommen lassen.

Trotz Obligationenrecht und „Postcheckgesetz“ schreiben heute schon viele vernünftige Leute, auch sehr gebildete, ruhig „Scheck“. Am Kopf der Neuen Zürcher Zeitung, des „Bund“, des (amtlichen) Zürcher „Tagblatts“, des „Volksrechts“ usw., auf vielen Briefköpfen, Rechnungen usw. liest man es so. Daß die Postverwaltung sich noch an den Buchstaben des Gesetzes gebunden fühlt, ist begreiflich. Wenn die buchstabenfreien Schweizer einmal alle dazu übergegangen sind, wagt vielleicht dann auch sie den Schritt zur volkstümlichen Schreibweise. Wir wollen das zu beschleunigen suchen, indem wir jedem „Check“-Schreiber, dessen wir habhaft werden können, dieses Blatt zustellen; wir bitten, uns darin zu unterstützen durch Angabe von Namen.

Das bezügliche Fürwort „welcher“.

G. Wustmann eifert in seinen „Sprachdummheiten“ gegen das bezügliche Fürwort „welcher“. Er hat eine besondere Abneigung gegen das Wort und will die Gründe, die man des sprachlichen Wohlklangs wegen zu seiner Verteidigung anführt, nicht gelten lassen. Vor allem spottet er über die Ängstlichkeit, welche Ausdrücke folgender Art vermeiden will: „Eine Verwandlung, bei der der große Vorhang nicht fällt“, „die Wiese, durch die die Straße führt“, „das Tau, das das Fahrzeug am Ufer hielt“. Es ist richtig, daß es sich hier nur scheinbar um die Wiederholung des nämlichen Wortes handelt, da die zwei gleichen Formen verschiedene Bedeutungen haben und verschieden stark betont werden. Doch ist zu sagen, daß die Häufung einsilbiger Wörter, die mit „d“ beginnen, leicht den Eindruck eines Gestammels macht und ein empfindliches Ohr beleidigt. Schopenhauer widmet den Leuten, die ohne Rücksicht auf Klarheit und Wohlklang nur darauf bedacht sind, Silben einzusparen, den spöttischen Satz: „Die, die die, die die Buchstaben zählen, für klägliche Tröpfe halten, möchten vielleicht nicht so ganz unrecht haben.“

Mit Recht wenden viele Schriftsteller das Fürwort „welcher“ mindestens zur Abwechslung mit „der“ an. So heißt es z. B. im „Pankraz, dem Schmoller“: „. . . beschrieb er ein Blatt Papier mit seltsamen Listen und Zahlen, welches er dann zu einem kleinen Bündel legte, das durch ein Endchen alte Goldtresse zusammengehalten wurde.“ Im ersten Kapitel des „Grünen Heinrichs“ steht: „Wirklich habe ich auch eine Menge entfernter Vettern, welche ich kaum noch zu unterscheiden weiß, die, wie die Ameisen krabbelnd, bereits wieder . . .“

Ein sehr aufschlußreiches Beispiel für das Bedürfnis, Wiederholungen zu vermeiden, findet sich im zweiten Kapitel des „Grünen Heinrich“, wo Folgendes zu lesen ist: „Es waren nur wenige gleichgesinnte Arbeitsgenossen, welche die ersten, seltenen und verborgenen Keime bildeten zu der Selbstveredlung und Aufklärung, so den wandernden Handwerkerstand zwanzig Jahre später durchdrangen, und welche einen Stolz darauf setzten, . . .“ Ohne Zweifel gedachte Gottfried Keller zuerst abwechslungshalber zwischen den zwei „welche“ das „die“ anzuwenden, also: „die den wandernden Handwerkerstand“. Aber seine Abneigung gegen das d-d-d-Gestotter ließ dies nicht zu; lieber wählte er das sich etwas sonderbar ausnehmende, altertümliche „so“.

Es ist aber hier nicht meine Absicht, die Frage „welcher“ oder „der“ mit Rücksicht auf die Schönheit des Tonfalls zu behandeln. Ich möchte vielmehr von einem andern Standpunkt aus an die Sache herantreten.

Gewiß hat Wustmann recht, wenn er sagt, das „welcher“ finde sich fast ausschließlich in der Schreibsprache, während beim Reden weitaus in den meisten Fällen „der“ benutzt werde. Unrecht aber hat er mit der Forderung, etwas, das man nicht spreche, solle auch nicht geschrieben werden. Allerdings belehrt der junge Lessing in einem Briefe seine Schwester: „Schreibe wie Du redest, so schreibst Du schön.“ Und der junge Goethe rät seiner Schwester ebenfalls: „Schreibe nur, wie du reden würdest, und so wirst du einen guten Brief schreiben.“ Dieses Wort ist aber nur bedingt wahr. Die geschriebene Sprache muß gegenüber der gesprochenen einige Eigenheiten aufweisen, wenn sie gut sein, ihrer Aufgabe gerecht werden soll. Gerade die Bemerkung Wustmanns, die beiden „der“ in dem Ausdruck: „Eine Verwandlung, bei der der große Vorhang nicht fällt“ werden ganz verschieden gesprochen, führt uns auf den Kernpunkt der Sache. Freilich, wenn jemand spricht, so ist der Zuhörer keinen Augenblick im Zweifel, ob ein „der, die, das“ ein Artikel oder ein Fürwort sei; denn die Aussprache ist grundverschieden. Aber im Gegensatz zur Rede, die für das Ohr bestimmt ist, wendet sich die Schrift an das Auge, und dieses weiß zunächst nicht, wie es die Sache verstehen soll. In der Regel gibt das auf „der, die, das“ folgende Wort Auskunft darüber, ob es sich hier um den Artikel oder das Fürwort handle; doch schon dies ist ein kleines Hindernis für das augenblickliche Verstehen, eine kleine Erschwerung des Lesens. Es gibt aber Fälle, wo die Unsicherheit: Artikel oder Fürwort? noch länger dauert. Ein Beispiel dieser Art findet sich am Anfang meiner Ausführungen: Ich habe wohlweislich geschrieben: „Vor allem spottet er über die Ängstlichkeit, welche Ausdrücke folgender Art vermeiden will“. Hätte ich geschrieben: „die Ausdrücke . . .“, so wäre man bis zum Worte „will“ im unklaren über die Sache, und man würde ziemlich sicher über diesen Satz wegstolpern. Wendungen dieser Art sind nicht so selten. Es gehört zu den Forderungen eines guten Stils, dem Leser keine solchen Fallen zu stellen. Man vermeide also sprachliche Leistungen wie die folgende: „Er liebte die Line, die Trine, die Stine an Schönheit übertraf, trotzdem nicht.“ Hier wird der Leser gleich zweimal aus dem Gleichgewicht geworfen. Aug. Schmid.

Nachwort des Schriftleiters. Mit solchen scherzhaften Wortspielen kann man natürlich nichts beweisen, aber das ist ganz richtig: die für lesende Augen bestimmte geschriebene Sprache entbehrt der Abstufung, durch die die zum Ohr gesprochene Rede den Unterschied zwischen den zwei verschiedenen „der, die, das“, dem Artikel und dem bezüglichen Fürwort, ausdrücken kann; ihr muß daher als Hilfsmittel dieses „welcher, welche, welches“ gelegentlich willkommen sein. Nun ist aber dieses „welcher“ erst seit Luthers Zeit